

Zeitschrift:	Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber:	Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band:	4 (1936)
Heft:	21
Artikel:	Die Homoerotik im Urteile schweizerischer Gelehrter [Fortsetzung]
Autor:	Rheiner, Rudolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-567087

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Durch Licht
zur Freiheit!Durch Kampf
zum Sieg**Schweizerisches****Freundschafts-Banner****Verbandsorgan der „Schweiz. Liga für Menschenrechte“, vormals „S.Fr.-V.“**
Korrespondenz-Adresse für Redaktion und Verlag: Postfach 121, Helvetiapost, Zürich 4Erscheint am 5. und 20. des Monats / Redaktionsschluß je 3 Tage vorher / Postcheck VIII 21.560 / Tel. 39.868
Abonnementspreis (muß vorausbezahlt werden): $\frac{1}{4}$ jährl. Fr. 2.60, $\frac{1}{2}$ jährl. Fr. 4.80, jährl. Fr. 9.50 exklusive Porto**ALLERSEELEN**

von Berta Hallauer.

Horch, was leis die Toten sprechen,
Heut' entrückt der Erde Schoß,
Denn für Stunden dürfen brechen
Alle sie das schwere Schloß.
Aber nun sie recht zu hören,
Muß man in die Stille geh'n,
Niemand darf den Frieden stören,
Nur dann kann man sie versteh'n.

Und sie fangen an zu reden,
Wie lebendig, so bewegt,
Daß einmal doch für jeden
Eine Scheidestunde schlägt.
Und wie dann, was man erträumte,
Wie der Reichtum einer Welt,
Wenn man drob sein Heil versäumte,
So wie Staub in Nichts zerfällt.

Denn so flüchtig wie das Leben
Ist auch alles, was es gibt.
All dein Ringen, all dein Streben,
Alles, was du heiß geliebt,
Reißt es wieder an sich schnelle,
Als ob's nicht dein eigen wär';
Und sieh', an der letzten Schwelle
Sind doch deine Hände leer.

Und nach all den tausend Mühen,
Nach der tiefsten Herzensnot,
Muß die Seele von dir ziehen
Ohne Licht und Wanderbrot. —
Ja, so sprechen uns're Toten,
Grüßend streift uns ihr Gewand,
Denn sie sind als ernste Boten
Mahnend uns heut' zugesandt. —

**Die Homosexualität
im Urteile schweizerischer Gelehrter**

von Rudolf Rheiner.

Ziehen wir nun die praktische Konsequenz und wenden uns der Gesetzgebung zu. —

Wenn es die Aufgabe des Staates ist, seine Existenz durch gesetzliche Bestimmungen insofern zu sichern, daß der Geschlechtstrieb der von der Natur geforderten Erhaltung der Art gewahrt bleibt, so ist das selbstverständlich. Der Gesetzgeber muß dabei aber folgende biologische Momente ins Auge fassen: erstens, den unwiderstehlichen Zwang zur Entäußerung sexueller Gefühle, der sich beim Manne, seiner ihm von der Natur zugewiesenen Rolle entsprechend, anders äußert als beim Weibe; zweitens, die außerordentliche Manigfigkeit, mit der die Natur diesen Trieb zur Geltung bringt und drittens die enorme Verschwendung der männlichen wie der weiblichen Geschlechtsprodukte, die wir überall in der Natur im Pflanzen- wie im Tierreich beobachten können, und wie trotz dieser Verschwendung nur relativ verschwindend wenige neue Individuen erzeugt werden und doch die Arten erhalten bleiben. Von diesen biologischen Gesichtspunkten ausgehend, müßte der Gesetzgeber, wenn er objektiv gerecht sein wollte, entweder das freie Spiel der Natur ohne Einschränkung gewähren lassen, solange keine allgemeinen oder speziellen Interessen verletzt werden, oder er müßte alle und jede Verschwendug der zur Erzeugung von Nachkommenschaft dienenden Geschlechts-

produkte unter Strafe stellen. Wenn jede beischlafähnliche Handlung deshalb bestraft werden soll, weil sie nicht der Erhaltung der Art dient, so ist nicht einzusehen, weshalb diese Handlungen nur bestraft werden sollen, wenn sie gerade und allein bei gleichgeschlechtlichen Individuen vollzogen werden. So wäre es vom biologischen Standpunkt aus viel richtiger und auch logischer, jeden Sexualakt — ehelich oder außerehelich — zu bestrafen, der nicht dem Zwecke der Erhaltung der Art dienen würde. Und schließlich würde jede onanistische Handlung mit Ejakulation bei geschlechtsreifen, männlichen Individuen einer solchen Gesetzgebung zum Opfer fallen müssen. Diese Überlegung allein sollte die Ungerechtigkeit, die solche gesetzliche Bestimmungen nach sich ziehen, in grelles Licht stellen. Anderseits, wohin tendiert eine solche Gesetzgebung? Der homosexuell Veranlagte ist in der Regel gar nicht imstande, zu kohabitieren — ein Umstand, der vielen Ärzten und den meisten Richtern gar nicht bekannt ist; er hat keine Möglichkeit, dem ihm von der Natur auferlegten Zwang in anderer als homosexueller Art zu genügen. Die Gesetzgebung will ihn aber zwingen, auch seinerseits zur Erhaltung der Art beizutragen. Das mag wohl juristisch gedacht sein, biologisch aber führt dieser Zwang zu Naturwidrigkeiten; der Gesetzgeber spielt da biologisch geradezu eine komische Rolle. Wenn wir nun aus unsern Dar-

legungen auch ersehen konnten, daß nicht die Homosexualität als solche, sondern nur die Anlage zu ihrer Erwerbung vererbar ist, so wird in solchen Fällen, wo schließlich doch einmal in der Ehe mit einem Homosexuellen eine Befruchtung stattfinden konnte, die Gefahr, daß der männliche Nachkomme durch Einwirkung des Mileus wieder homosexuell wird, keine geringe sein. Dieses Moment tritt aber völlig in den Hintergrund gegenüber all dem vernichteten Lebensglück, all den Familienkatastrophen, herbeigeführt durch eine solche Ehe mit einem Homosexuellen an und für sich. Solange das Infamierende, das heute noch durch die unrichtige Auffassung von der Moral der Homosexuellen bedingt wird, fortbesteht, wird bei vielen dieser Männer das Bestreben obwalten, durch eine Ehe den äußern Schein zu wahren. Dieser Umstand allein spielt eine so ungeheure Rolle in unserm gesellschaftlichen Leben, und zwar in allen Kreisen — es sei dies hier ganz ausdrücklich und freiheitlich allen aufrichtigen wie heuchlerischen Moralpredigern gegenüber hervorgehoben, in den niedrigsten wie in den höchsten — und hat so viel menschliches Unglück zur Folge, zerstört so viel reines Menschenglück, vernichtet so viele Hoffnungen, daß für jeden, der einen wirklich klaren Einblick in diese Verhältnisse hat, **schon dieser Umstand allein für eine Änderung der Gesetzgebung maßgebend sein sollte.** Denn schließlich bei aller Paragraphierung unseres gesellschaftlichen Lebens müßten wir uns doch immerfort daran erinnern, daß das Bollwerk unserer Kultur das Familienleben ist. Es kann deshalb für den Staat nichts Widersinnigeres geben, als wenn er durch Gesetzesparagraphen Bürger dazu zwingt, eine seiner allerwichtigsten und fundamentalsten Einrichtungen, wie die der Ehe und der Familie, zu mißbrauchen, lediglich, um sich vor solchen rein biologisch unhaltbaren Gesetzesparagraphen zu schützen.

(Fortsetzung folgt)

FEUERWERK

von André Cords.

(Schluß)

Während die Kellner leise und geschäftig herumgingen, Speisen auftrugen, schäumenden Wein in zarte Gläser schenkten, während um ihn halb geflüsterte Unterhaltung von vielen fremden Zungen zu einem leisen Summen anschwoll und das Klirren der kostbaren Geschirre wie ein rituelles Gebet begleitete, ging Reimann in Gedanken auf die Straße. Er lief hinter jenem Unbekannten her, flüsterte ihm hastig ein Wort zu, glaubte fast, den Atem des Jüngens zu spüren. Nichts war um ihn, nur die Erscheinung war leibhaftig und gegenwärtiger als diese, die ihm umgaben. Er sah das feine Gesicht, die leicht bräunliche Haut, die das javanische Blut den Holländern brachte... Reimann aß mechanisch und gar nicht ungeduldig. Er war viel zu sehr dem Augenblick entrissen, er schwelgte in den Ausmalungen phantastischer Szenen; dann nahm er sich wieder in die Hand, sah, daß es spät war, beeilte sich.

Später, als Reimann ans Meer gelangte, war es bereits finster. Es war unmöglich zwischen den Leuten hindurchzukommen. Die Berührung der vielen Körper, die alle nach irgend einem Daheim rochen, ekelte ihn. Aber es trieb ihn eine Macht, die stärker war als Ekel und Scheu. Manchmal erschrak er beim Anblick eines gelben Mantel und war enttäuscht, wenn es nicht „sein“ Mantel war. Plötzlich erloschen die Lichter und Lampen; unsichere Umrisse zeichneten sich in das nächtlich trübe Licht. Einen Augenblick bannte lähmende Erwartung; dann drängten alle zum Geländer.

Undurchdringlich wurde der menschliche Wust. Und schon schossen drei Raketen zischend in den Himmel, neigten sich, erloschen. Andere folgten mit lautem Knall. Zuletzt sprühte es von überall her. Die weitgeschwungenen Girlanden glühten auf und ein Regen rieselnder Funken floß lautlos auf den Grund. Sonnen drehten ihre feurigen Gesichter und sangen leise pfeifend. Die Kronen entluden krachende Blitze, daß es manchmal wie am Tage aufhellte. Tausend erschreckt-fröhliche Gesichter starnten weiß und gespenstisch in den Nachthimmel. Drüberhin schwebten und verwebten sich zahllose Wölkchen, weißlicher Rauch, der zusammenfloß wie ein umgestürztes Meer.

Reimann ging langsam hinter der Menschenmauer. Wenige standen im Hintergrunde. Niemand sah ihn. Da — Reimann zuckte zusammen — da war „sein“ Mantel! Leise trat er dem Schönen nahe, blieb stehen, sah hinauf. Feuer durchschwirrte den Himmel von allen Enden, farbige Helle wechselte mit atemloser Finsternis. Drüben auf dem Pier tauchten Gesichter auf und verschwanden, gedrängt aneinander, wie Traubbeeren. Reimann fühlte wie er vor verliebter Schwäche und innerer Anspannung zitterte. Der Junge hatte ihn bemerkt, es war kein Zweifel. Er tat so, als ob er hinaufsiehe mit den andern, in Wirklichkeit aber hielt er seine ganzen Sinne an sich, fühlte, daß der andere bei ihm war, ganz dicht, nun von einem Fuß auf den andern trat und jedesmal ein kleines Stückchen näher kam. — Wie schön er ist, dachte Reimann. Jetzt gerade in der halben Helle erschien er ihm noch begehrenswerter. Leise berührten sich ihre Körper, vorsichtig und fast nebenbei. Ihm durchfuhr es wie Feuer, schwindelndes, ausfüllendes Feuer. Ihm schien es, als ob sie beide allein und unerkannt da wären, er und der Schöne; rings herum unzählige Gesichter, ekstatisch aufwärts gewandt, ihrer unachtsam. Sie preßten sich mehr und mehr aneinander, die beiden Unbekannten, die sich so tief durchdrangen.

Wußte nicht jeder um des andern Verzweiflungen, Sehnsüchte? Und alles das, was sie nicht aussprachen, das ihren Augen einen heimlichen Schein von Fragen und Lockung verlieh, das sie mit eigener Bedeutung umgab? Ja, sie kannten sich besser als diese andern. Und sie waren inniger verschmolzen ohne das Wissen um Alltäglichkeiten, einer ganz im andern, hingebend in innerer Umarmung.

Noch hatte sich der Jüngling gar nicht nach Reimann umgesehen, nur im Gefühl des Anlehns sich an ihn geschmiegt, beide von namenloser Lust hingezogen, als die letzten Flammen in das Gewölk aufstoben, Schüsse dröhnten und die vom Banne erlöste Menge langsam und zäh auseinanderwich. Reimann schritt neben dem Jüngling; er nahm sich dieses Recht und jener billigte stumm. Erst als sie die Menschen in ihrem Rücken fühlten, begann Reimann zu sprechen. Französisch?... Deutsch?... Englisch?... Der Jüngling sah ihn an und lächelte. Nein, nichts von allem dem verstand er. Auch er redete etwas in seiner Sprache, das Reimann wiederum nicht begriff. Von da an vermieden sie es, zu sprechen; die Mühe war umsonst. Schweigend gingen sie vom Weg hinunter auf den flachen Strand. Der Sand knirschte leise. Weit draußen war es feucht und einsam. Ganz hinaus gingen sie, bis wo die dunkle Flut heranrauschte, unablässig und schicksalsmäßig. Ringsum war Nacht, verhängt von tiefen ziehenden Wolken. Die Strahlen des Leuchtturmes glitten lautlos durch die finstere Weite. Nun ergriff es fremd die beiden Unbekannten, hier, inmitten der Gewalt einsamer Mächte, von denen eine feierliche Wildheit auf sie überfloß, Gefühl, wie es am Antang war, stark, einfach und gebietend. Der Jüngling den feinen Kopf zurückgelehnt, mit geschlossenen